



Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 24

Mittwoch, den 14. Nebelmond 1928.

Nr. 24

Eine Fahrt durch den Kösliner Kreis im Jahre 1806.

Mitgeteilt von M. Wehrmann.

Vor einigen Jahren fand ich beim Durchsuchen alter Jahrgänge der Allgemeinen Literatur-Zeitung in dem von 1807 eine Reisebeschreibung angezeigt mit folgendem Titel: Dr. Joh. Christian Fick, Meine neueste Reise zu Wasser und zu Land oder ein Bruchstück aus der Geschichte meines Lebens. 308 Seiten in 8°. Erlangen 1807. Da aus der Besprechung hervorging, daß in dem Buche auch ganz besonders Pommern behandelt wurde, suchte ich es aufzufinden, was mir dann in der Preussischen Staatsbibliothek in Berlin gelang. Mit großem Interesse bin ich der Erzählung des Verfassers von seiner recht abenteuerlichen Fahrt gefolgt und habe auch schon hier und dort daraus Mitteilungen veröffentlicht. So mag auch hier abgedruckt werden, was er über seine Fahrt durch den heutigen Kreis Köslin berichtet. Doch zuvor einige Worte über den Verfasser!

Johann Georg Christian Fick (geboren 1768 im Bayreuthischen) war nach recht langem Studium 1790 Kollaborator am Erlanger Gymnasium und wurde 1797 Lektor des Englischen an der dortigen Universität, der zugleich als Privat-Dozent über englische Literatur, Statistik und über die neueste Geschichte las. Er ist 1818 außerordentlicher Professor geworden und 1821 gestorben. Ein abenteuerlicher, hochbegabter Mensch wird er genannt, und als ein solcher erscheint er auch in dem Buche, von dem hier zu berichten ist, ein Kind seiner Zeit, gefühlvoll und leicht gerührt, aber dabei doch herb und kräftig in manchen Ausdrücken. Er trat, wie er erzählt, am 27. September 1806 von Erlangen aus nach rührseligem Abschied von Weib und Kind mit einigen Begleitern eine Reise an. Wohin er eigentlich wollte und was der Anlaß dieser Fahrt war, verrät er uns merkwürdigerweise nicht. In Thüringen geriet er in die Wirren des Krieges hinein, der damals gerade zwischen Preußen und Frankreich ausbrach, erlitt allerlei Unfälle und gelangte nur mit Mühe über Gera nach Leipzig und Wittenberg. Unterwegs hörte er ununterbrochenen Kanonendonner, gelangte aber am 15. Oktober nach Potsdam und am nächsten Tage nach Berlin. Anschaulich schildert er die Verwirrung und Mutlosigkeit, die sich dort zeigte, als am 17. Oktober die Nachricht von den Niederlagen bei Jena und Auerstädt dort anlangten. „Er brach an, der Tag der Trauer und des Wehklagens für Berlins Bewohner.“ Fick selbst verließ am 19. die Stadt und kam mit vielen Flüchtlingen über Eberswalde nach Schwedt. Dann eilten er und seine wechselnden Begleiter, wohl nicht freiwillig, sondern im Gedränge der nach Osten fliehenden Militärs- und Zivilpersonen immer weiter nach Bahn, Pyritz, Stargard, Maffow, Rangard, Greifenberg, Treptow, Kolberg. Er berichtet von den Eindrücken, die er in dem ihm fremden Lande gewinnt, und von den Erlebnissen recht lebendig und gibt uns eine wertvolle Schilderung namentlich von Kolberg kurz vor der Einschließung durch die Franzosen. Aber

gerade die Furcht davor trieb ihn, wie viele andere, weiter. Er verließ am 7. November die Stadt und fuhr über Bodenhagen, Sentenhagen und Funkenhagen.

„Das Dorf Bassehne, wo ich 5 Tage in der traurigsten Stimmung verleben mußte, enthält 39 Feuerstellen, die in einer ziemlich regelmäßigen langen Reihe längs der Straße nach Köslin gebaut sind. Unten gegen das Meer zu befindet sich das sehr schöne, jetzt einem Herrn von Arnim gehörige Schloß mit den trefflichen Wirtschaftsgebäuden, die zusammen einen großen viereckigen Hofplatz einschließen, so daß die Seite gegen Osten das Schloß, gegenüber die im Westen die Scheunen, durch welche auch die Einfuhr in den Hof geht, die gegen Norden nächst dem Schlosse die schöne Wohnung des Pächters gleichsam als ein Flügel vom Schlosse und einige Ställe und die gegen Süden einige Stallungen und Magazine einnehmen. Hinter dem Schlosse befindet sich ein im alten geschmückten Stile angelegter Garten mit beschnittenen Hecken und Gebüsch. Von diesem gelangt man über eine schmale sumpfige Wiese an das Ufer, welches hier beim Ausflusse eines Baches keine Dünen hat, und daher von den unteren Zimmern des Schlosses die Aussicht auf die See vorhanden ist. Das Schloß wird von seinem Eigentümer nicht bewohnt, der oben erwähnte Südflügel aber ist dem Gutspächter eingeräumt. Der gegenwärtige ist ein gewisser Amtsrat Conrad. Er gehört unter die wenigen seltenen Menschen, welche sich durch ihren unermüdlischen Fleiß, mit glücklichen natürlichen Anlagen verbunden, in der Welt emporarbeiten. Herr Conrad war der Sohn eines sogenannten Halbbauern in einem benachbarten Dorfe von Bassehne; er diente mehrere Jahre als gemeiner Soldat, erhielt endlich seinen Abschied, und nun fing er sogleich an zu spekulieren. Er übernahm anfänglich kleine Pachtungen, war mit diesen glücklich, erwarb sich durch seine Einsichten und glückliche Neuerungen in seiner Oekonomie mehrere angesehenere Gönner, so daß er jetzt der Pächter eines königlichen Domänenamtes und zugleich des Arnimschen Gutes ist und sich ein sehr beträchtliches Vermögen erworben hat. Er gilt für den besten praktischen Oekonom in der ganzen Gegend und wird von vielen pommerschen Adligen bei ihren Verbesserungen auf ihren Gütern zu Rate gezogen. Ohne auf einer Universität ein Collegium oeconomicum, mit Ratgeberweisheit verbrämt, gehört zu haben, hat ihn die Mutter Natur mit einer solchen glücklichen Beurteilung und Abstraktionsgabe ausgestattet, daß seine Versuche und Neuerungen beinahe allezeit mit dem glücklichen Erfolge gekrönt werden. Er ist noch immer der schlichte gerade Mann mit vielem natürlichem Verstande, durch praktisches Leben gereift, eingehüllt in eine etwas rauhe Außenseite. Sein Charakter ist schätzenswert und vorzüglich zum Wohlthun und Nützlichwerden hingeneigt. Sein hospitalales Haus ist der Zufluchtsort aller Menschen, die seiner Unterstützung bedürfen.

In dem Schlosse war nun Seine Durchlaucht, der Prinz von Solms, der würdige Obrist von Schau- roth und die Leutnants von Guenz, von Düring und von Siehart einquartiert; die Husaren wurden mit ihren Pferden, nachdem man die untauglichsten von ihnen ausgemustert und weggeschickt hatte, in Bassehne und einige benachbarte Dörfer verteilt. Den zweiten Tag nach unserer Ankunft fuhren zwei von den Offizieren nach Kolberg, um über die Lage der Dinge etwas Bestimmtes und Sicheres zu erfahren. Sie kamen schon abends mit der Nachricht zurück, daß sie daselbst einen französischen Offizier angetroffen hätten, der die Festung zur Uebergabe aufgefordert habe, von dem Kommandanten aber mit einer abschlägigen Antwort zurückgeschickt worden sei. Auch wußte man nun ziemlich sicher, daß die französische Armee sich über Frankfurt an der Oder gerade nach Polen wende und daß, fürs erste wenigstens, an keine ernstliche Belagerung zu denken sei; doch kämen einige Streifkommandos bis in die Gegend von Köslin. Am folgenden Morgen langte der Graf von Goecken, damals Major und Flügeladjutant des Königs, jetzt in Schlesien befindlich, mit Extrapost von Graudenz an und setzte sogleich seine Eilreise nach Kolberg fort. Er hatte von Seiner Majestät dem Könige den ehrenvollen Auftrag, die Verteidigungsanstalten dieses wichtigen Plazes und besonders die Stimmung derer, von denen die Verteidigung abhing, zu untersuchen, damit die etwa obwaltenden Mängel sogleich von ihm abgestellt würden. Schon denselben Tag abends kam er wieder zurück, ziemlich zufrieden mit dem, was er gefunden hatte. Er eilte sogleich wieder nach Graudenz, um seinem Könige Bericht abzustatten. Die unerwartete Uebergabe der Festungen Magdeburg, Stettin und Küstrin hatte zu dergleichen Vorsichtsmaßregeln die dringendste Veranlassung gegeben. Graf v. Goecken hatte ehemals selbst unter den Bila-Husaren gedient, und man freute sich des Wiedersehens, obgleich in einer für die preussischen Waffen so unglücklichen Periode. Graf von Goecken war einer der wenigen Männer von festem Charakter, welche während der Periode des allgemeinen Kleinmutes die Hoffnung einer Rettung nicht aufgegeben hatten. Er sprach viel Schönes und Durchdachtes von den Mitteln der ferneren Verteidigung. Wir erfuhren nun gleichsam offiziell, daß die Russen den Franzosen nicht über die Weichsel entgegenrücken würden, weil der größte Teil ihrer Truppen noch lange nicht an Ort und Stelle wäre. Die große russische Armee, welche die Fama allgemein schon an die Grenzen der Neumark versetzt hatte, war also auf einmal verschwunden!

Ungeachtet meiner peinigen Gedanken an die aller Hilfe und alles Schutzes beraubte Familie suchte ich meine Stunden so unterhaltend und nützlich als möglich zuzubringen. Der Umgang mit dem für mich väterlich gesinnten, würdigen Obristen von Schau- roth und mit dem als Krieger und als Mensch so ausgezeichneten Prinzen von Solms und den übr-

Hans Delbrück.

Zu seinem 80. Geburtstag am 11. November.

Von Dr. Richard Haedecke.

gen Offizieren ließ mich öfters auf kurze Zeit meine traurige Lage vergessen; die übrige Zeit füllte ich mit schriftlichen Arbeiten, mit Spazierengehen besonders auf den hohen Dünen und mit Besuchen in der hospitalen Pfarrwohnung aus. Hier war der Kriegsrat Sturm mit dem Regimentsauditeur einquartiert. Wir freuten uns des Wiedersehens, und H. Sturm erzählte mir seine ferneren Schicksale nach unserer Trennung in Weida. . . Der unter seinen gewöhnlichen Amtsbrüdern durch strenge Erfüllung seiner Pflichten als Volkslehrer und durch seine gute wissenschaftliche Bildung sich auszeichnende Prediger schilderte mir mit erfahrungsreicher Kenntnis den sittlichen Zustand der Bewohner dieses Teiles von Pommern. Auch er war der durch lange Ueberzeugung erlangten Meinung, daß die drückenden Fronrenten, welche die Bauern den königlichen Domänenpächtern oder dem adligen Besitzer leisten mußten, sowohl der Kultur des Bodens als der moralischen Kultur des Menschen äußerst nachteilig seien. Wäre das Land, wenn auch nur unter Erbpächtern, in mittelmäßigen Portionen verteilt, so würden in einem Jahrhundert die pommerschen Gesilde bei weitem einen blühenderen und angebaueten Anblick gewähren und die freieren und froheren Menschen ihren süddeutschen Brüdern an Bildung nicht nachstehen. Nur da, wo von unteren Tyrannen unabhängiges Eigentum ist, kann der Mensch sich zum Menschen bilden! Wo aber dies nicht stattfindet, wird er alle unedlen Eigenschaften des Sklaven an sich haben, als da sind: Niedrige Kriecherei und Verstellung gegen seine Oberen und Härte gegen diejenigen, welchen er zu befehlen hat, mit abgestumpfter Gleichgültigkeit beim Anblicke des Elends, eine große Trägheit, ferner Schmutz des Leibes und der Seele, selten reinerer Freude empfänglich, sondern nur des tierischen Zustandes ganz genießend. Selbst das Laster der Wollust und des Trunkes nehmen einen rohen, den gebildeten Menschen äußerst zurückstoßenden Charakter an, denn es äußert sich bloß der Tiermensch. Ich hätte gewünscht, in Hinterpommern eine Stube betrunkenen Vandente bei Gelegenheit einer Kirchweih etc. beobachten zu können. Dieses würde mir zur Bestimmung des Volkscharakters nützlicher gewesen sein, als wenn ich mehrere Jahre unter ihnen als Beamter etc., ohne je eine solche Szene mitangesehen zu haben, gelebt hätte. Der Trunk bringt keine Leidenschaften in den Menschen, sondern er erhöht nur die vorhandenen herrschenden und beraubt sie ihres Mantels, die ihnen in nüchternem Zustande der Mensch mehr und mehr umtut. Daher ist jene Regel, die mir einst ein erfahrener, das stürmische Leben ohne Schiffsbruch bei vielen Klippen durchsegelter Greis gab, nicht ganz zu verwerfen, ob sie gleich nicht völlig moralisch ist: „Man solle nie mit jemand eine vertraute Freundschaft schließen, den man nicht vorher einmal im betrunkenen Zustande, wenn er sich nämlich desselben manchmal aussetzte, beobachtet und ihn über seine nun unverdeckten herrschenden Leidenschaften ausgeholt habe.“ (Fortsetzung folgt.)

Hans Delbrück gehört zu den Historikern von Welt Ruf; vielleicht ist seine wissenschaftliche Leistung mehr im Inland als im Ausland umstritten. Er hat sich schwer mit seinen neuen wissenschaftlichen Ideen durchbringen müssen, aber das ist meist das Schicksal der ganz großen Persönlichkeiten, daß ihre Gedanken, die etwas ganz Neues, Umstürzendes bringen, zuerst schärfsten Widerspruch finden, ehe sie sich allmählich die Anerkennung erobern.

Delbrück ist ein Sohn Pommerns. Aus einer Juristenfamilie stammend, ist er am 11. November 1848 in Bergen auf Rügen geboren, das Gymnasium besuchte er in Greifswald. Schon seine Jugend kennzeichnet politischer und historischer Scharfblick. Sein Freund Max Lenz erzählt uns, wie der junge Delbrück 1859 mit Spannung den österr.-italienischen Krieg verfolgte, wie sie, die Zeitung lesend, auf der Hauschwelle saßen, und wie Delbrück äußerte: „Ich sage Dir, Lenz, mit dem Napoleon kann das mal kein gutes Ende nehmen.“ Er studierte in Heidelberg, aber richtige Erkenntnis, daß der Krieg mit Frankreich bevorstehe, läßt ihn sein Studium unterbrechen. Er will sein Jahr abdienen, um dann als Offizier ins Feld rücken zu können. Nach dem Kriege zieht es ihn zu Sybel nach Bonn, um dann nach Vollendung seiner Studien am Hofe als Erzieher des Prinzen Waldemar, des 1879 früh verstorbenen Sohnes Kaiser Friedrichs, zu wirken. Als er sich dann 1881 an der Berliner Universität niederläßt, hat er das Schicksal, 15 Jahre als Privatdozent und a. o. Professor tätig sein zu müssen, obwohl schon Ranke seine Bedeutung erkennt und ihn als seinen Nachfolger bezeichnet. Selbst Kronprinz Friedrich, der sich für ihn einsetzt, vermag ihn im Widerspruch zur Fakultät nicht zu fördern. Erst 1896 gelingt es dem Ministerialdirektor Althoff, für Delbrück die Nachfolge auf dem Lehrstuhl Heinrich v. Treitschkes durchzusetzen. Als Abgeordneter trat Delbrück bereits als Mitglied der freikonservativen Partei in der Volensfrage 1882—85 im preussischen Landtag, 1885—90 im Reichstag hervor. Von 1883 an war er Jahrzehnte an den „Preussischen Jahrbüchern“ tätig, die unter seiner Leitung zwar nicht eine sehr viel gelesene Zeitschrift wurden, aber in ihren Aufsätzen solche Bedeutung und solchen Einfluß ausübten, daß das Inland und Ausland nicht an ihnen vorübergehen konnten.

Delbrück hat seinen wissenschaftlichen Ruf mit seinen Anschauungen über die Doppelpoligkeit der Strategie begründet, die in seinem „Gneisenau“ und in seiner 4-bändigen „Geschichte der Kriegskunst“ beredete Darstellung fanden. Neben der Niederwerfungsstrategie, deren Vertreter er z. B. in Napoleon, Gneisenau und Moltke sieht, gibt es noch

eine andere Art von Strategie, die Doppelpolige, die den Gegner durch Manöver zu ermatten sucht, die aber andererseits die Schlacht nicht ausschließt. Ihre Vertreter sind ihm z. B. Hannibal und Friedrich der Große. Er fand hier allerdings bei den Militärs lebhaften Widerspruch, obwohl der alte Feldmarschall Blumenthal und auch der Feldmarschall von der Goltz seinen Ideen nicht fremd gegenüberstanden. Seine Cannä-Analyse fand die Beachtung des früheren deutschen Generalstabschefs, des Generalobersten von Schlieffen, der darauf sein Buch „Cannä“ aufbaute. Kein theoretisch genommen, kann man sagen, daß Delbrücks Cannä-Analyse die Grundlage zu Hindenburgs herrlichem Sieg bei Tannenberg, der nach dem Prinzip der beiderseitigen Umfassung gewonnen wurde, geworden ist.

Delbrück hat etwas grundlegend Neues in die Geschichtsforschung gebracht, die Sachkritik. Während man sich bis dahin mit der Quellenkritik, d. h. der Vergleichung der Quellen untereinander begnügte und prüfte, welche wohl am objektivsten berichtete, gnig Delbrück dazu über, zu untersuchen, ob die Quellen, und scheinen sie auch noch so wahrheitsgetreu zu berichten, wirklich sachlichen Erwägungen standhalten. Dabei ergab sich nun, daß Delbrück z. B. auf Grund sachlicher Erwägungen die Stärke des Perseerheeres in den Perseerriegen von über 5-Mill. auf 15 000 Mann herabsetzte, und das hat ihm den Vorwurf eingetragen, er gehe mit den Quellen zu willkürlich um, er beachte sie nicht genügend. Und selbst ein Historiker vom Rufe eines Ed. Meyer hat trotz überzeugendster Beweisführung Delbrücks sich noch nicht dazu aufschwingen können, dieses Urteil anzuerkennen.

Das Größte hat Delbrück in seiner „Weltgeschichte“ vollbracht, von der in diesen Tagen der 5. Band bei Otto Stollberg, Berlin, erscheint. Das Werk ist aus jahrzehntelangen Vorlesungen an der Berliner Universität hervorgegangen und führt nun bis zum Beginn der Wilhelmianischen Epoche. Der 6. Band, der bis zur Gegenwart reichen soll, steht noch aus. Er hat uns damit ein Werk geschenkt, das einzig in seiner Art dasteht, denn die vorhandenen „Weltgeschichten“ von Becker, Schloffer, Heymond sind vollständig veraltet, oder es sind Sammelwerke, die der einheitlichen Auffassung entbehren. Delbrücks Werk, gestützt auf Ranke und Hegel, hat seine Hauptstärke in der Kriegsgeschichte, der Religion und der Philosophie. Die Kriegsverfassungen der einzelnen Völker sind es, die ausschlaggebende Wirkung auf ihr Schicksal ausüben, von einer gewonnenen oder verlorenen Schlacht hängt oft ihr Dasein ab, und ebenso bestimmen die religiösen und philosophischen Anschauungen die Weltgeschichte. Nicht Heroenkult, nicht

Stimmungsbilder aus Pommerns Hauptstadt Stettin.

Zwei Kirchen.

Sonnliche Vormittagsstunde liegt über dem etwas nichtsagenden „Platz der Republik“ in Stettin, der schließlich ebenjogut in Berlin oder Halle oder sonstwo, in einer Großstadt liegen könnte, so unpersönlich, so ohne Eigenart ist er — so „international“, wie schließlich seine Bezeichnung ihn ja auch verpflichtet, es zu sein. — Doch wenige Schritte weiter liegt der „Hohenzollernplatz“, und der trägt ein ganz ausgesprochen persönliches Gepräge, der der Gegend „hinter dem Berliner Tor“ seine Note gibt und der nirgends wo anders liegen kann wie gerade hier. Besonders sind es zwei Kirchen, die ihm „sein Gesicht“ geben.

Kirchen sind nicht so raschlebig, wie es mitunter ganze Straßenzüge sind, die ihr Aussehen und damit die Gegend, in der sie stehen, in wenigen Jahren völlig verändern können. Kirchen überdauern meistens Jahrhunderte in ihrer ursprünglichen Form und werden daher zum Wahrzeichen einer Stadt oder des Stadtteils, in dem sie stehen. — Wenn man an den „Hohenzollernplatz“ denkt, so verbinden sich mit

dieser Vorstellung auch die beiden Kirchen am Hohenzollernplatz. Die Garnisonkirche, neuzeitlich, dick, wuchtig — eine moderne Kirchenburg, mit eisenbenagelten Türen und dem viel umstrittenen Wetterhahn, auf dem kantig-stumpfen Turm. Irgendwie ist etwas Gegenständliches an ihr, über das man sich nicht recht klar werden kann, oder ist es nur ihre unbedingte, fast trostige Eigenart, die mit dem übrigen Stadtbild im Gegensatz steht? Vielleicht ist es auch der ungeheure Gegensatz zwischen ihrer, man möchte sagen „beschwingten“ Kampfbildung und der zierlichen Lieblichkeit ihres Gegenübers, der älteren Bugenhagenkirche, die dieses Gefühl der Gegenständlichkeit so stark aufkommen läßt. Die Garnisonkirche in ihren gewaltigen Ausmaßen, in ihrer Wucht, flößt ehrfürchtiges Staunen ein, die Bugenhagenkirche ist ihr wahrhaft lieblicher Gegensatz. Bedeutend kleiner im Ausmaß, doch licht und freundlich. Leicht und freistreckt sie ihren schlanken Turm in die Luft, und durch sein durchbrochenes Mauerwerk leuchtet der blaßblaue Herbsthimmel wie durch Filigran. So traulich wie eine Dorfkirche erhebt sie ihren freundlich-gelblichen roten Backsteinbau aus grünem Rasen und die Bananenpalmen umweht des Kirchplatzes stehen wesenfremd vor diesem schier dörflichen Idyll.

Zwei Kirchen — zwei Gegensätze, und doch eins. Sie gehören zusammen, und ohne sie kann man sich die Gegend da „hinter dem Berliner Tor“ nicht mehr gut vorstellen.

Großstadt-Romantik.

Lastautos, donnern langsam, verkehrshemmend die ohnehin viel zu enge, zur Ober ziemlich steil abfallende „Grüne Schanze“ hinab. Flinke Personengautos tuten nervös und suchen hastig die „drangvollenge“, letzte Kurve zu nehmen. Marktweiber, die hier in der Nähe ihre Obststände haben, keifen, und Fußgänger versuchen mutig die Straßen zu überqueren, die den Ansprüchen unserer Zeit lange nicht mehr genügen. Ein Motorradfahrer brüllt seinen Warnungsruf, Radfahrer schlüpfen behende durch dieses Verkehrschaos und schril pfeift vom nahen Bahnhof ein Zug. Die Atmosphäre ist erfüllt mit Hast und Unruhe. Wartend stehe ich am Bordstein, bis mir ein Augenblick die Straßenüberkreuzung gestatten wird. Da fällt mein Blick von ungefähr auf einen stillen, schier verträumten Winkel. Ein Spalt zwischen unpersönlichen hohen Häusern gestattet den Ausblick auf die Turmseite des „alten Rathauses“. Erhöht auf einem Hügel steht es da, altersgrau, kirchentüchtig und ruhig, mit stillen, weichästigen Weiden, die philosophisch auf das hastende Treiben her-

Massenkult betreibt Delbrück, Persönlichkeit oder Geist und Masse wirken in der Geschichte zusammen, die marxistische Geschichtsauffassung, daß nur von wirtschaftlichen Verhältnissen das Dasein des einzelnen abhängig sei, wird bekämpft. Grundlegend hat Delbrück die Anschauungen über die Perseerkriege, die Perikleische Zeit, die Makedonerkriege, den Untergang des römischen Reiches, das mittelalterliche Mittelalter, den Siebenjährigen Krieg geändert. Auch Wirtschaftsgeschichte, Kunst- und Literaturgeschichte sind ihm nicht fremd. Ein neues Stawen: Walther von der Vogelweide, dessen 700. Todestag wir gerade jetzt feiern, der uns der große Lyriker des Mittelalters ist, er ist Delbrück auch der Dichter des Nibelungenliedes. Wenn man das hört, so mag man vor Verwunderung das nicht glauben wollen, aber Literaturhistoriker von Weltruf wissen ihm nichts anderes entgegenzuhalten, als, das ist ja zu überaus schön; zu neu, zu schön, als daß wir es glauben könnten, und doch sind Delbrücks Beweise so zwingend, so klar. Wir können uns ihnen um so weniger verschließen, als Literaturhistoriker wie Kieckhoff und Burdach Delbrück Beifall zollen, und Heusler, der Altmeister germanischer Literatur schon erklärt hat, Walther und der Dichter des Nibelungenliedes müßten an einem Tische gegessen haben.

Wenn wir Delbrücks an seinem 80. Geburtstag ehrend gedenken, so dürfen wir nicht eines prächtigen Buches vergessen: „Regierung und Volkswille“, in dem er seine politischen Anschauungen zum Ausdruck bringt und sich zur konstitutionellen Monarchie als der besten und stärksten Staatsform bekennet.

Zu Delbrücks hoher wissenschaftlicher Leistung aber kommt noch eine andere Gabe, seine Redekunst, mit der er den Studenten seine Forschungen zu übermitteln und sie zu begeistern weiß. Draußen unter den Linden jagt der Straßenlärm, drinnen aber im Hörsaal wird es stiller und stiller, Delbrück spricht von Cannä; er erhebt sich, wie er das immer zu tun pflegt, wenn er zu ganz bedeutenden Stellen in seinem Vortrage kommt, die Federn werden aus der Hand gelegt, die römische und die karthagische Schlachtfreont marschieren vor unsern Augen auf, die karthagische Reiterei greift an, die beiden Schlachtreihen stoßen zusammen, wir sehen Hannibal ruhig zu Roß hinter seiner Front halten, der Kampf wogt hin und her, die karthagische Reiterei jagt in den Rücken der Römer, das blutgetränkte Schlachtfeld von Cannä liegt bildhaft klar vor unsern Augen. An einem Julitage vor 16 Jahren war es dem Schreiber dieser Zeilen vergönnt, solch einer herrlichen Stunde beizuwohnen, die ihm unvergänglich sein wird, als lebendigste Erinnerung an den heute 80jährigen Gelehrten, der übrigens als deutscher Mann auch ein scharfer Bekämpfer der Kriegsschuldfrage ist.

niederträumen. — Großstadtramantik! — Nur ein kleines Stückchen Bergangehen im unwobener Mauern ist sichtbar und ist doch so unendlich viel. Ein ruhender Pol in lauter Unrast, ein Erfrischen und Ausruhen von Geist und Gemüt — Geisteshygiene. Man spürt nicht mehr die benzindurchtränkte Luft, man glaubt herbwürzigen Duft bachdurchflossener Wiesen zu spüren, an dessen Rändern grüne Weiden stehen, wie die da am Rathausbügel — die Philosophen der Großstadt . . .

Ueber der Oder . . .

Aus hochgeknuppelter Galle des Stettiner Museums leuchtet der Blick weit über Stromdurchglanztes Land. Ueber die steinernen Stufen der Patenterrasse, die satten, grünen Rasenflächen — dicht und kurzgeschoren, wie kostbarer Sammet — über die Manzellische Gestaurengruppe auf grünem Rasenplan, über Brücken und Schiffe hinweg geht der Blick. Weiße Möwen — oder sind es nur Tauben? — schießen über die silberglänzenden Wasserarme der Oder.

Hell und schimmernd ist die Luft des klaren Herbsttages, und alle Dinge erscheinen nähergerückt und deutlicher sichtbar. — Links die Silberfläche des Danziger Sees und rechts hebt sich vom glasklaren Herbsthimmel die Hügelkette der Buchheide, deren

Pommern und Eiszeiten.

Ein Kapitel aus der erdgeschichtlichen Entwicklung der Heimat.

Von Mag. G. H. Stolp.

Von allen Epochen der Erdentwicklung ist keine für unseren deutschen Osten so bedeutungsvoll gewesen, wie die mehrfachen Eiszeiten, denn von allen anderen Entwicklungsstadien, sehen wir von der Kreide- und Bernsteinzeit ab, haben wir keine sichtbaren Spuren hinterlassen bekommen. Dagegen verdankt der ganze Osten sein heutiges Aussehen der Eiszeit bzw. dem großen Abschmelzungsprozeß zu deren Zeit. In dieser Epoche, der beginnenden Jetztzeit in der Erdgeschichte, formte sich das Aussehen es ganzen Nordostens des Reiches. Alle jene Berg- und Hügelformationen, an denen ganze Teile des Ostens so reich sind, die zahlreichen Seegebiete, die sich von Ostpreußen über das ehemalige Westpreußen nach Hinterpommern hinziehen, sind Gebilde des großen Abschmelzungsprozesses, der riesigen Gletschermassen, die einstmals den ganzen Norden Deutschlands bis nach Skandinavien hin überzogen. Schon lange Zeiten vor Eintritt der ersten Glacial-Periode war jener mächtige Bernstein-Urwald vernichtet worden, der in der Nachkreidezeit den Boden der Ostsee und die südlich angrenzenden Gebiete bedeckte. Große Wasserkatastrophen scheinen ihn vernichtet zu haben. Darauf deutet wenigstens die der Kreidezeit aufgelagerte, zum Teil sehr mächtige Schicht blauen Tonen hin, die uns die letzten Spuren dieses Waldes in dem nordischen Golde, dem Bernstein, von Zeit zu Zeit, bei größeren Erdbewegungen oder Brunnenaubten, wieder freigibt. An der samländischen Küste in Ostpreußen ist sie so stark, daß man Stollen in sie hineingetrieben hat, um den Bernstein bergmännisch zu gewinnen, aber auch fast im ganzen Nordosten ist sie südlich der Ostsee festgesetzt worden, so auch bei Stolp in Pommern in besonderer Mächtigkeit. Ueberall findet man in dem blauen Ton in mehr oder weniger größerem Vorkommen das nordische Gold.

Nach dem Verschwinden des Bernstein-Kiefer- und Braunkohlen-Urwaldes trat dann eine bedeutende Verschiebung des Klimas ein. Wodurch diese Abkühlung im Norden Europas bedingt wurde, entzieht sich bis jetzt unserer Kenntnis. Ueber ihre Ursachen können nur Vermutungen angestellt werden, die sich jeder wissenschaftlichen Nachprüfung entziehen. Ebenso wenig können wir über die Dauer der mehrmaligen, in kurzen Zwischenräumen sich folgenden Vereisungen etwas wissen. Alle darüber verbreiteten Berechnungen sind sehr hypothetisch und können durch nichts bewiesen werden. — Doch dürfte wohl feststehen, daß das Klima sich nicht sprunghaft, sondern allmählich verändert haben wird. Schon lange Zeiten vor der Vergletscherung des ganzen Nordens Europas wird sich die klimatische Verschiebung bereits bemerkbar gemacht haben.

dunkles Grün der Maler Herbst schon mit leichtem Bronzeton überhäuft hat.

— — — Hoch über dem Alltag dünkt man sich, und weit und schön ist das Stück Welt da unten, das unsere Heimat ist, unser liebes schönes Pommern . . .
Eva Wisser.

Die Pest wird gebannt.

Im Kreise Dramburg wütete einstmals die Pest. Es gab viele Tote. Das Dorf Birchow aber war immer noch verschont. Doch der Würgengel kam immer näher, und die Dorfbewohner bekamen es mit der Angst. Da kamen die Ältesten zusammen und hielten einen Rat, was zu tun sei, um die Pest zu bannen. Der Weiseste unter ihnen machte den Vorschlag, man solle von ungeschuldenen Jungfrauen einen Graben um das Dorf führen lassen. Nun mußten sich zwei Jungfrauen in sauber gewaschenen weißen Kleidern vor einen neuen Pflug spannen, und eine Jungfrau mußte denselben führen. So wurde eine tiefe Furche rund um das Dorf gezogen. Niemand durfte dieselbe überschreiten, er durfte sonst nicht wieder ins Dorf zurückkehren. So kam die Pest nicht ins Dorf. Aber in den hohen Bergen hat man oft des Nachts den Würgengel schreien hören.
Georg Pommer.

Allmählich nur rückte das Eisgebirge vom Norden nach dem Süden vor, alles noch standhaltende pflanzliche und tierische Leben vernichtend oder vertreibend.

Ob damals der Mensch bereits in unseren Breiten gelebt hat, wissen wir nicht. Dagegen scheint er in einer Zwischeneiszeit in Deutschland bereits angewesen gewesen zu sein, was Funde in Thüringen beweisen. Im deutschen Osten dagegen sind bis jetzt solche Funde noch nicht gemacht worden, was indes nicht ausschließt, daß das Erdarchiv sie uns schließlich auch noch enthüllt, birgt es doch noch soviel Einzelheiten über die Entwicklung unseres Erdteils, daß Ueberraschungen nicht ausgeschlossen sind.

Nach dem Abschmelzen der Eismassen, das vom Süden nach dem Norden zu eintrat und gewaltige Wassermengen freimachte, bildeten sich überall Urstromtäler und gewaltige Staubecken. Dazwischen ragte eine vielspaltige, wild zernagte Landschaft auf, abwechselnd mit weiten Flächen sterilen Sandes oder glatten Lehm- oder Tonböden. Diese wiederum bedeckten sich mit Steppenvegetation, die die damaligen Weidetiere wie Mammut, Wisent, Riesenhirsch, Rentier, den Urahn des Pferdes und, diesen folgend, auch die Raubtiere anzog. Ob Flora und Fauna bereits in einer der Zwischeneiszeiten bei uns im Osten vorhanden waren, ist zweifelhaft. Mit Sicherheit läßt sich das nicht feststellen.

Wie lange die Eiszeiten Europa verheert haben, entzieht sich unserer Kenntnis, jedenfalls aber steht fest, daß ungeheuer lange Zeiträume vergangen sein mußten, ehe das letzte Eisfeld weggeschmolzen war. Das Schmelzwasser floß mit ungeheurer Kraft nach Süden ab, stautete sich zunächst dort an und grub sich tiefe Abflußbetten in der Richtung von Ost nach West. Es entstand so das Urstromtal im Zuge der Bohra-, Narew-, Bug-, Weichsel-, Neße-, Warthe-, Oder-, Elberichtung. Man muß sich hierbei ständig vor Augen halten, daß nördlich von diesem Ost-West-Urstromtal noch immer gigantische Eismassen standen und der Boden der heutigen Ostsee ebenfalls mit Eismassen bedeckt war, die Ostsee als Meer noch nicht bestand. Darum konnten Weichsel und alle anderen Flüsse, selbst die Oder, nicht nach Norden abfließen. Das konnte erst geschehen, als nach Abschmelzen des letzten Eispanzers in sehr viel späteren Zeiten infolge Senkung des Ostseebodens die Nordsee sich einen Zugang nach dem Ostsee-Staube verschaffen konnte. Aber auch dann noch hat es längerer Zeiträume bedurft, ehe die beiden östlichen Hauptströme ihre vorgelagerten Landbarrieren durchbrechen konnten, um sich den nördlichen Abfluß zu verschaffen.

Der Abschmelzungsprozeß hat, wie bereits erwähnt, das Antlitz des ganzen Ostens geformt. Die masurischen Seen, die ostpreußische Höhenlandschaft, der westpreußisch-pommersche Höhenrücken, die zum Ural-baltischen Höhenrücken gehören, die westpreußische und die hinterpommersche Seenplatte, alle die vielen Bach- und Flußtäler sind samt und sonders Gebilde der Eiszeit. Furchtbare Kraft müssen die plötzlich freiwerdenden Wassermassen einstmals entfaltet haben, um dieses viel zerwurchte äufere Antlitz des Ostens zu formen, das noch, abgesehen von Kleinigkeiten, die genauen Züge seiner Entstehung trägt. Freilich die dunklen Wäldbänder waren damals noch nicht vorhanden. Die Seebecken bildeten gewaltige Binnenmeere, die bis auf die heutigen Ueberbleibsel verschwunden sind, aber die Höhenzüge mit ihren Moränenbögen haben sich bis auf unsere Tage erhalten und zeigen dem Forscher noch immer deutlich genug den jeweiligen Stand des Zurückgehens des Eispanzers an. Auch die breiten Ebenen lassen den Forscher noch genau den Verlauf der einstmalsigen Urströme erkennen, dazu kommt, daß die Warthe diesen alten Lauf noch bis heute beibehalten hat. Von den großen Stauflächen der Nacheiszeit sind, wie ich schon hervorhob, nur die masurischen, die westpreußischen, die hinterpommerschen Seen, der Müritzer und das Stettiner große und kleine Haff noch übrig geblieben. Wenn man will, auch die Ostsee.

Sie war, ich hob das bereits hervor, als Meer noch nicht vorhanden. Im Gegenteil hatten die Gletscher ihre fein zermahlene Gesteinstrümmer darin abgelagert, und an den tiefsten Stellen sammelte sich das Schmelzwasser an, einen gewaltigen Binnensee bildend, der rings von einer toten Wüste umgeben wurde, in der allerdings auch an verschiedenen Stellen Ton- und Lehmschichten zu Tage traten, die der nachrückenden Flora Existenzmöglichkeiten boten. Die Flora aber zog wieder die Fauna an. Überall im Osten aber lagerten gewaltige, von den skandinavischen Gebirgen von den Eismassen mitgeführte Gesteinstrümmer, die infolge des Wagschmelzens des Eises in die Tiefe sanken und uns so noch heute den jeweiligen Stand der einzelnen Abschmelzperioden ankündigen.

Den Tieren der Nacheiszeit folgte auch der Mensch, wahrscheinlich von Asien kommend, in unsern Osten. Als die Natur für ihn auch weiter nördlich Existenzbedingungen geschaffen hatte, siedelte er sich auch dort an. Allmählich bewaldeten sich ganze Gegenden mit den noch heute vorkommenden Laub- und Nadelholzarten.

Der Norden Europas, ganz besonders

Skandinavien, dürfte nach den neueren Ergebnissen der Forschung die Wiege der Indogermanen gewesen sein. Von hier aus sind sie in mehrfachen Wellen nach Süden, nach Griechenland, da bis nach Indien, abgewandert. Die Reste, die zurückblieben, waren die Germanen, die sich, als die Nordsee sich einen Zugang zu dem tiefer liegenden Ostseegebiet geschaffen hatte, in Nord- und Südgermanen spalteten. Letztere bewohnten die südlichen Gegenden der Ostsee, auch den heutigen deutschen Osten, so u. a. die Gegenden um die Weichsel und Pommern. In den Hünengräbern haben uns diese Ureinwohner unserer Heimat deutliche Spuren ihres Erdenwallens hinterlassen. Seit den Eiszeiten haben wohl Atmosphären und die Ostsee das äußere Antlitz des Ostens etwas verändert, den Grundcharakter aber konnten sie nicht ändern, ihn haben die Eiszeiten geformt. Dies ist in großen Zügen die geologische Entwicklung unseres Ostens, der einstmals von Südd germanen besiedelt war, der deutsch ist und wieder, soweit ihn der Schandfrieden von Versailles uns entrissen hat, deutsch werden wird, allen feindlichen Aspirationen zum Trotz!

nannten Bedingungen voll gegeben sind. Sonst liebt es noch den Misch- oder den Laubwald. In die reine Kiefernhede geht es ungern. Eichhörnchen, Igel und Marder zerstören manches Gelege des Haselhuhns; Rabe, Fuchs, Dachs, Schwarzwild und Gule schnappen manchen Jungvogel weg und die Alten haben namentlich unter den Verfolgungen des Fühnerhabichts zu leiden.

Das Haselhuhn gehört zum jagdbaren Federwild (Niederjagd) und hat nach der Jagdordnung vom 1. Juni bis 15. September (Hähne) bezw. vom 1. Februar bis 15. September (Hennen) Schonzeit. Die Jagd ist überaus interessant und reizvoll. Es sind jetzt Bestrebungen von Seiten der Jagdschutzvereine und des preuß. Landwirtschaftsministeriums im Gange, das Haselwild durch eine Ministerial-Polizeiverordnung vollkommen unter Naturschutz zu stellen. Gegen diese beabsichtigte Maßnahme habe ich jedoch insofern Bedenken, als m. E. nicht der jagdübende Mensch die Ursache für das rapide Verschwinden des Haselwildes ist, sondern das stetige Fortschreiten der streng bewirtschafteten Kulturforst, die dem Wild die ausreichenden Lebensbedingungen nicht zu bieten vermag. Auf dem Papier stehende behördliche Maßnahmen allein werden die Abnahme des Haselhuhns nie aufhalten können. Dagegen sind Maßnahmen waldbaulicher und hegerischer Art des einzelnen Jagdberechtigten und der Verwaltung weit wichtiger und wirksamer: Verzicht auf allzu intensive forstwirtschaftliche Wirtschaftsmethoden dort, wo das Haselwild seinen Standort hat, Bekämpfung der Feinde und wesentliche Verkürzung der Jagdzeit.

Wir wollen hoffen, daß unser prächtiges Haselhuhn auf seinem entlegenen Außenposten in Ostpommerns einsamen Waldbrevieren als Kleinod der einheimischen Avifauna erhalten bleibt unter dem sorgsamsten Schutz verständnisvoller natur- und heimatliebender Weidmänner.

Ein seltener Waldbewohner Ostpommerns.

Das liebliche Haselhuhn.

Von E. Lenski, Köslin.

Im äußersten Osten Hinterpommerns, nicht weit von der polnischen Grenze entfernt, lebt noch in geringer Zahl das auch in anderen Gegenden Deutschlands ständig im Rückgang begriffene Haselhuhn (Tetrao bonasia). Von unseren einheimischen Waldhühnern, dem Auerhuhn und Birkhuhn, ist das niedliche Haselhuhn das weitaus kleinste der Tetraonen.

Unvergänglich wird mir der Anblick bleiben, als ich vor einiger Zeit der freundlichen Einladung eines weidgerechten Jägers und Naturfreundes im Lauenburgischen folgte, um diese schönen, seltenen Waldvögel kennen zu lernen. Nach ihrem schmucken Federkleid und ihrer vornehmen Zurückhaltung wird das Haselhuhn unter den Jägern auch „Graf und Gräfin Bonasia“ genannt. Der wissenschaftliche Name ist nämlich „Bonasia“, und bedeutet soviel wie Bona asa = gutes Gericht. In der Tat ist diese Bezeichnung nicht unverdient. Denn von unseren Hühnerarten liefert das Haselhuhn das schmackhafteste Fleisch. Diese Erwähnung soll aber nun keinen Anreiz zur stärkeren Jagd ausüben bilden. Dazu ist das Haselhuhn schon zu selten geworden. Der Körper ist etwa von Ringeltaubengröße. In vielfacher biologischer Beziehung leitet das Haselhuhn schon zu den Feldhühnern hinüber. Auch im Körperbau, in der Färbung der Geschlechter und einzelnen Organen weicht das Haselhuhn von den erstgenannten Waldhühnern ab. Es rennt rebhuhnartig schnell am Boden und fliegt schnurrend ebenso gewandt als schnell durch den dichten Wald. Fast stets hält sich die Familie zusammen (Volk). Aufgeschreckt fliegen sie jedoch selten gleichzeitig auf, auch halten sie nicht dieselbe Richtung. Es nähert sich also ohne Zweifel mehr den Rebhühnern, ist jedoch ein ausgesprochener Waldbewohner und baumt im Gegensatz zu diesen auf, wie der Fachmann sagt; fliegt also auf Bäume. Die wissenschaftliche Vogelkunde hat festgestellt, daß das Haselhuhn geographisch stark abändert. In der Rheingegend und den süddeutschen Gebirgen z. B. ist der Vogel viel kräftiger gefärbt, während schon die ostpreussischen auffallend hellgrau sind. Im Gegensatz zum Auerhuhn und Birkhuhn lebt das Haselhuhn in Einhe. Eine so ausgesprochene Balz wie wir sie bei Auer- und Birkhuhn kennen und die besonders in der Jägerwelt eine große Rolle spielt, hat der kleine lockere Haselhuhn nicht. Das Nest ist stets sehr gut versteckt, besser als das der Auer- oder der Birkhenne. Die Haselhenne legt 8—12 Eier, die in Färbung und Zeichnung den Eiern der anderen Waldhühner durchaus ähnlich sehen, aber viel kleiner sind, etwa von der Größe der Taubeneier. Die Henne brütet alleine und zeigt sich gegen Störungen recht empfindlich, so daß manches Gelege verlassen wird. Auch dies trägt zu seiner geringen Vermehrung bei.

Die Nahrung des Haselhuhns besteht in Haselzweigen, Knospen, allerlei Blüten, Heidel- und Preiselbeeren, Brom-, Him-, Ebereschbeeren, Schnecken, Räumchen, Larven usw. und deshalb sucht es auch vorzugsweise viel mit Dornestrüpp, Beerentrüppern und -Sträuchern sowie dichtem Unterholz bewachsene, ruhige Waldstellen auf. Besonders wohl fühlt es sich in vernachlässigten Waldungen, wo die eben ge-

Kleine Beiträge zur pommerschen Volkskunde.

(Fortsetzung.)

Von Prof. D. Knoop - Stargard.

Holsten, Die Volkskunde des Weizackers, Seite 213, führt aus dem Kreise Pyritz die Rede-weise an: It kam nich mit, doa lope de Hunn bast. Dagegen heißt es zu Zezenow im Kreise Stolp: Du geihst barst as bei Kolbargsch Hund (Knoop, Allerhand Scherz über pomm. Orte und ihre Bewohner, in Balt. Studien 41 (1891), unter Kolberg), und von dem Dorf Krampe heißt es: Sei geht barst as de Krampische Hung'. Fragt man, warum sie barbuß gehen, so erhält man hier wohl die Antwort, daß sie es ja selbst sagen; denn wenn ein Reisender durch das Dorf geht, so rufen sie: „Barst, barst!“ S. Blätter f. pomm. Volkskunde 10, 67. Natürlich fehlen auch die Zanower Hunde nicht (ebd. 5, 122).

Auch der zweite Teil des Trammer Spottes wird für sich allein gebraucht. Bei Haas a. a. D. Nr. 641 heißt es: Dor bellen de Hunn mit'n Stahrt, d. h. da geht alles verkehrt; und Nr. 647: De Hund red't mit'm Schwanz. Aus Mecklenburg berichtet K. Bartisch (Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg I, Nr. 469), daß „im Perdöhl de Hunn' ut' verkehrt Enn' bläken“. Dies verkehrte Ende kann der Schwanz sein, aber auch etwas Anderes, das die Leser leicht erraten werden. So spotten auch die Fiddichower über die Ripperwiefer, mit denen sie seit langer Zeit feind sind, daß bei ihnen der Hahn mit dem verkehrten Ende krähe, worauf die Ripperwiefer antworten: He krägt so got mit'n Schnagl wie juer (vergl. Allerhand Scherz, unter Fiddichow und Ripperwiefer). Uebrigens soll der Scherz daher kommen, daß die Ripperwiefer ihre Vor- und Zunamen beim Rufen zu vertauschen pflegen, also das Hintere nach vorn setzen. Sie sollen dadurch also als verkehrte Menschen hingestellt werden. Besonders aber werden die Bewohner von Ubedel im Kreise Publig — schon der Name des Dorfes fordert zum Spott heraus — mit den beiden Redensarten verspottet, nicht bloß in der Umgegend, sondern sogar weitab in den Kreisen Stolp und Lauenburg, wohin vor etwa 70 Jahren der Ubedeler Kapellmeister Vul-

lerjahn mit seiner Musikbände häufig kam, um bei Hochzeiten aufzuspielen. Man sagte damals im Stolpischen: In Ubedel bläke de Hung' mit'ne Schwanz, und im Lauenburgischen hieß es gar: In Ubedel gahne de Hung' barstfaut u bläke mit dem — na, du weißt ja. Von Altblitz im Kreise Köslin geht die Redensart: Du hüßt woll ute Olle Bilz, wo de Kinner inne Mull döfft (getauft) ware un wo de Hunn mit dem Schwanz bläke (Dr. Schulz, Sagen, Ueberlieferungen und Schwänke aus dem Kreise Köslin S. 179). Was der erste Teil der Frage bedeutet, scheint nicht mehr bekannt zu sein.

Liegt nun in der gegen die Trammer gerichteten Fopperei wirklich ein solch böswilliger Spott, daß sie darüber erzürnt sein könnten? Ich glaube: nein, und jene junge Trammerin hatte ganz recht, wenn sie an den Spötter die Gegenfrage richtete: „Aber sagen Sie, stricken Sie Ihren Hunden Strümpfe und lassen Sie ihnen Schuhe machen? Und haben bei Ihnen die Hunde keinen Schwanz, wenn sie bellen?“ Der Spötter ist natürlich geschlagen, denn die Hunde laufen allenthalben barfuß und bellen allenthalben mit dem Schwanz, d. h. im Besitz ihres Schwanzes, selbst wenn er verstümmelt ist. Vielleicht beruht der ganze Witz nur auf Ueberraschung und Unbefangenheit des Hörenden oder ist ein Scherz, den man sich ursprünglich zuerst mit Kindern und Unerfahrenen gemacht hat, die sich leicht ein K für ein U machen lassen. Ich muß dabei immer an eine Redeweise denken, die in meinem Geburtsort im Kreise Stoiv in meiner Jugendzeit recht gebräuchlich war. Wenn ein Kind, das von älteren Geschwistern oder andern irgendwie geneckt worden war, nun heulend zur Mutter lief, um sich zu beschweren, so pflegte diese zu sagen: „Dat ma' te, bei fall sit ut' äwer de Näs' kiefel!“ Das Kind war sofort beruhigt, weil es die Wichtigkeit des Ausdruckes nicht gleich erfaßte, sondern das Kiefen über die Nase für eine besondere Strafe hielt. (Fortsetzung folgt.)